



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bompatoppo: Türkenspiegel : Streiflichter aus einer Lern- und Lehrzeit

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

so tritt ein Zuschlag hinzu, so daß jedes von drei Kindern fünf Zehntel, jedes von zwei Kindern zehn Zehntel, ein einziges Kind fünfzehn Zehntel mehr entrichtet. Teilen sich also vier Kinder in ein Vermögen von 200 000 Mark, so zahlt jedes nur die Grundabgabe von 3 Prozent mit 1500 Mark. Sind nur drei vorhanden, so beträgt die Abgabe $4\frac{1}{2}$ Prozent, bei zwei Kindern 6 Prozent, bei einem $7\frac{1}{2}$ Prozent. Handelt es sich um ein Vermögen von 500 000 Mark oder mehr, so beträgt die Grundabgabe 10 Prozent. Sie erhöht sich auf 15, 20 bis 25 Prozent, falls die Zahl der Kinder entsprechend kleiner ist. Auf diese Weise werden die Interessen der Reichsfinanzen, wie die der Sozial- und Bevölkerungspolitik gleichmäßig gewahrt.

Richtig ist es, daß hiernach der Reichskasse ganz bedeutende Werte zufallen, die nicht in barem Gelde bestehen, so daß die Entrichtung der Steuer in manchen Fällen auf Schwierigkeiten stoßen wird. Mit bureaukratischer Rücksichtslosigkeit darf dabei nicht verfahren werden. Man wird vielmehr den Erben Zeit lassen müssen, ihrer Verpflichtung nachzukommen, wie dies umsichtige Kaufleute in ähnlichen Fällen auch tun. Vielfach wird es sich empfehlen, Ratenzahlungen zu bewilligen. Dabei sollte in der Regel Sicherheit durch Hypothekbestellung oder Bürgschaft gefordert werden. Denkbare sind aber auch Fälle, in denen mit einer Sicherheit für einen Teil der Steuerforderung vorlieb zu nehmen oder von einer Sicherheit ganz abzusehen ist. Dem vernünftigen billigen Ermessen der zuständigen Behörde ist weiter Spielraum zu lassen. Sollten sich bei dem Verfahren Ausfälle nicht vermeiden lassen, so sind sie in Kauf zu nehmen, wie ja auch gegenwärtig unter weit einfacheren Verhältnissen Steuerausfälle vorkommen. Im allgemeinen werden sich jedenfalls an der Hand praktischer Erfahrungen im Laufe der Zeit die Schwierigkeiten überwinden lassen, wie andere auch.



Türkenspiegel

Streiflichter aus einer Lern- und Lehrzeit

Don Bombatoppo



Wer bei türkischen Sendtruppen in Galizien, Mazedonien oder Rumänien gestanden und seine Zeit recht genutzt hat, dem ist dort mehr Einblick in türkisches Militärwesen, türkische Organisation, türkisches Denken und Trachten — mit einem Wort in die türkische Seele — geworden, als den vielen, die in Konstantinopel nach der Erkenntnis des Türkentums streben. Die Hauptstadt ist ein europäischer, durchaus internationaler Anker des osmanischen Reiches, ein Außenposten, fern von den Wurzeln der türkischen Kraft und ganz und gar von westeuropäischen Einflüssen beherrscht, die hoffentlich mehr und mehr von mitteleuropäischen verdrängt werden. In Galizien, Mazedonien, Rumänien waren die Türken durchaus unter sich, wenn auch unter deutschem Oberbefehl (was ihnen zugute kam), jedenfalls mehr unter sich, als in der Haupt-

stadt des Reiches. Türkische Strategie konnte man freilich dort nicht studieren, dazu waren die zu den deutschen Armeen entsandten Verbände zu klein. Aber die Türken als Soldaten, als Menschen, als Waffenbrüder, als fromme Muselmanen, als Gastrecht übende und empfangende Freunde, die konnte man bei den Sendtruppen an den europäischen Fronten besser kennen lernen, als irgend anderswo. Hier präzierte sich osmanische Eigenart, stellte sich bildhaft dar, wie in einem Rahmen, hob sich plastisch ab, wie auf einen Sockel erhöht. In Galizien, Rumänien, Mazedonien lernte, wer sich aufs Lernen versteht, unsere türkischen Bundesgenossen in eindrucksvoller Deutlichkeit kennen.

* * *

Es scheint eine ausgemachte Tatsache, daß jeder Deutsche seine Orientfehler machen muß. Es geht damit offenbar wie mit gewissen Kinderkrankheiten, nur sind sie noch unausweichlicher, unausbleiblicher. Wolke, von der Goltz, Else Kamphövener haben Prophylaxen versucht, haben darüber Beherzigenswertes gesagt und geschrieben, aber der Erfolg ihres Mühens war gering. Es scheint fast ein ehernes Gesetz, daß der Deutsche im Orient sich erst seine westländischen Hörner in oft schmerzhafter Weise abstoßen muß. Hat er das getan, so ist er — reif zur Abberufung, da er seine Untauglichkeit für den Osten dargetan? Weit gefehlt! Dann gerade ist er für den Orient und im besonderen für die Türken brauchbar und geschickt, ist er erst orientverwendungsfähig. Denn nun hat er gelernt, wie er es nicht anfangen darf, und dieser negative Weg ist, wie Erfahrung lehrt, der einzig mögliche, der einzig richtige. Wir sind wohl noch nicht reif für die positive Methode, die uns Wolke, von der Goltz, Else Kamphövener lehren wollten. Norddeutscher, der du dir das preußisch berlinische Hochmutsgeweiß abgestoßen, Bayer, der du mit deinem lauten Sonderdünkel, für den die Türken so gar kein Verständnis haben, hereingefallen, ihr alle, die ihr mit eurem Überlegenheitsgefühl des deutschen Offiziers, Beamten oder Kaufmanns, eurem Allesbesserwissenwollen, eurer Strebbarkeit, euren schnoddrigen Redensarten, eurer Wichtigtuerei, eurer Unmäßigkeit oder was sonst euer Fehler gewesen sein mag, ihr alle, die ihr euch damit gründlich „geschnitten“ habt, ihr seid fortan für die Türken die rechten Leute. Ihr habt euer Antitoxin und seid vor späteren Orientfehlern mit ziemlicher Sicherheit gefeit.

Manche gibt's wohl freilich, die unverbesserlich sind. Es sei gestattet, für einen Augenblick ins Anekdotische abzuschweifen. Ein Major von der Fußartillerie hatte den Auftrag, einigen türkischen Stabsoffizieren Deutschlands innere Front zu zeigen: Krupp in Essen, Krupp in Kiel, die großen chemischen Werke und dergleichen mehr. An einem Sonntag, der noch unbefetzt war, fand er sich in einer großen Stadt Norddeutschlands, unschlüssig, was er mit der freien Zeit anfangen sollte. Von einem Türkenkenner erbat er Rat. Der hatte schon seine stillen Beobachtungen gemacht, hatte entdeckt, daß der Major sehr gerne ins Glas schaute und daß die türkischen Herren, zufällig solche von der strengen Richtung (denn es gibt auch andere), daran wenig Gefallen fanden und sich über ihrem Glas Limonade oder Selterswasser herzlich langweilten, wenn ihr Führer mit den Geistern des Weines Zwiesprache pflog. Man schlug dem Fragesteller den Besuch historischer Stätten aus dem Mittelalter vor, an denen jene Gegend reich ist, oder eine Fahrt nach den Schlachtfeldern des Deutsch-Französischen Krieges oder die Besichtigung

einer großen Festung — alles Dinge, mit denen den stets lern- und witzbegierigen Türken eine große Gefälligkeit und Freude erwiesen worden wäre. Zwei Tage später telephonierte der Offizier seinen Ratgeber wieder an: „Wissen Sie, was Sie mir da angeraten haben, das war ja alles langweiliger alter Quatsch! Ich habe was ganz anderes gemacht: fuhr mit meinen Rummeltürken nach Ahmannshausen und setzte mich dort in die Krone. Da gibt's einen feinen Tropfen, sage ich Ihnen. Meine ollen Türken haben zwar nicht mitgemacht; na egal, sie haben durch's Fenster den Rhein gesehen . . .“ Der Mann dürfte einer von den Unverbesserlichen gewesen sein, die lieber für ihr ganzes Leben dem nahen und fernen Orient ferngehalten werden sollten.

Der Deutsche, der in amtlichem Auftrage nach dem Osten kommt, hält sich zunächst für eine Art Halbgott. „Ihr könnt mir ja doch nichts vormachen“, ist seine ständige reservatio mentalis. Nun, der Halbgott findet zu seinem Staunen eine sehr kühle Aufnahme, erlebt eine Enttäuschung nach der anderen, kehrt sich entrüstet von denen ab, in welchen er Freunde zu sehen gewillt war, erstrebt und erreicht binnen kurzem seine Heimverfegung. In seinen Erzählungen läßt er dann an den Türken kein gutes Haar, sie allein sind an dem unerfreulichen Ausgang seiner so hoffnungsvoll angetretenen Orientmission schuld. Man sollte solchen Herren gegenüber, die, irgendwann einmal bei den Türken gewesen und schnell wieder zurückgekehrt, über türkische Verhältnisse maßlose Worte reden — man sollte solchen Herren gegenüber sehr vorsichtig und sehr mißtrauisch sein. Es sind verstimnte Halbgötter, und je weniger der Hörer ihnen glaubt, desto näher wird er der Wahrheit stehen.

Aber die Türken sind doch so kühl und so unbegreiflich zurückhaltend, und oft so beleidigend mißtrauisch? Daran ist etwas Wahres, aber es ist unsere Schuld, wenn sie so geworden sind. Sie stehen noch immer im Bann des Gedankens, daß wir nur in ausbeuterischer Absicht nach dem Orient kommen. Und sie sind es nur für einige Zeit: die Rinde von Mißtrauen, Kühle, Zurückhaltung, mit der sich der Türke teils aus Tradition, teils aus Vorsicht, die seiner Natur angeboren ist, umgibt, will durchbrochen sein. Was sich dann unter der Rinde findet, das sind gute, treue türkische Herzen, die durchaus westländischer Freundschaft und Zuneigung würdig sind. Ein letzter Rest von Fremdheit bleibt freilich wohl immer bestehen: ganz und gar werden wir die Orientalen nie begreifen lernen, dazu ist ihre Blutmischung von der unseren zu verschieden. Aber was schiert uns dieser letzte kleine Rest von einem Gut, wenn wir uns im sicheren Besitz von dessen größtem und bestem Teile wissen?

Eines der festesten Bande zwischen uns und dem osmanischen Reiche und eine der sichersten Bürgschaften für türkische Treue erblicken wir in der Verehrung der Türken zu unserem Kaiser und seinem Hause. Diese Verehrung hat etwas kindlich Vertrauendes, etwas Gläubiges beinahe. Die Türken vergessen es dem Kaiser nie, daß er bei seiner Orientreise dem ganzen Islam Ehrerbietung und Freundschaft gezeigt hat. Zu Kaisers Geburtstag 1917 sagte mein türkischer Divisionskommandeur, ein tüchtiger, 35jähriger Oberstleutnant, bei Tisch in seiner Kaisers-Geburtstagsrede: „Wir lieben ihren Kaiser mehr, als wir es mit Worten

sagen können. Wolle Deutschland doch an die Ehrlichkeit unserer Gefühle glauben. Ihres Kaisers Freude ist auch unsere Freude, sein Leid unser Leid. Möge Allah ihn schützen, ihm und uns Freude geben, ihn und uns vor Leid bewahren.“

Wie die Türken sich gemütsmäßig ihrer eigenen Monarchie gegenüber eingestellt haben, ist für den Fremden schwer zu erkennen. Sie zeigen da große Zurückhaltung, nur in offiziellen Reden und Gebeten wird der Padiſchah genannt. Bei vielen ist jedenfalls der Glaube an die Gottgesandtheit des Fürsten fest und unverrückbar trotz der Erschütterungen, die solcher Glaube durch die Revolution erfahren mußte. Seltsamerweise genießt auch noch der alte entthronte Sultan ein beträchtliches Maß von Verehrung, sogar bei Offizieren und Politikern, die offen die Fahne der Rebellion gegen ihn getragen haben. Ein Major von der Feldartillerie, der als begeisterter Jungtürke bei den Anfängen der Bewegung stark hervorgetreten ist und beim ersten Aufstand, damals als Batteriechef, die Rohre seiner Kruppschen Kanonen auf den Sultanpalast gerichtet hat, sprach von ihm in Worten höchster Achtung, ist aber dabei zugleich der treueste Gefolgsmann Enver-Paschas und der neuen osmanischen Majestät. Söhne des entthronten Sultans stehen im türkischen Heere, genießen prinzhliche Ehren und kommen durchaus im prinzhlichen Tempo vorwärts. Die revolutionäre Türkei hat sich offenbar wieder ganz mit dem monarchischen Prinzip befreundet.

* * *

Wer die Türken im Kampfe gesehen hat, weiß, daß sie tapfer sind. Sie sind mehr als tapfer: draußgängerisch bis zur Tollkühnheit. Ihr Ungestüm im Angriff ist prachtvoll, unwiderstehlich, und mit Handgranate und Messer sind sie vielleicht die besten Soldaten der Welt. Der Fatalismus hilft dabei: „Hat Allah mir bestimmt zu fallen, so falle ich, mag ich tapfer sein oder feige; also doch lieber Tapferkeit zeigen, mir selbst und den Brüdern zum Ruhm.“ Nur dem Artilleriefeuer scheinen ihre Nerven, trotz alles Fatalismus, nicht ganz gewachsen zu sein. Daran allein, daß diese einfachen Söhne der Natur nicht verstehen, was da unsichtbar mit sinnlos vernichtender Gewalt auf sie einstürmt, daran allein kann es wohl nicht liegen. Denn selbst der einfachste türkische Soldat ist militärisch nicht ganz unbewandert, hat durch soldatische Schulung eine gewisse Kenntnis von der Artillerie und ihren Wirkungen (und der türkische Soldat gibt, nebenbei bemerkt, einen recht guten Artilleristen ab). Das technische Interesse ist bei dem türkischen Soldaten, Offizier und Mann, sogar besonders ausgeprägt: ich habe oft bewundert, wie sie z. B. über die Zusammensetzung der Geschütze bis in die kleinste Einzelheit aufs genaueste unterrichtet waren und zwar auch, was besonders bemerkenswert ist, Offiziere bis zu den höchsten Stellen hinauf, die sich eigentlich für Geschütztechnik nicht mehr zu interessieren brauchen. Es scheint mehr Nervensache zu sein: je komplizierter die einzelnen Vorgänge des Krieges sind, um so kompliziertere Nervensysteme gehören dazu, sich ihnen seelisch gewachsen zu zeigen.

Wenn die Türken vielleicht dennoch nicht immer im Kampfe die Ergebnisse erzielt haben oder erzielen, die man bei ihrer Tapferkeit erwarten sollte, so hat das seinen Grund u. a. darin, daß das türkische Kämpfervolk in den Kriegen des letzten Jahrzehnts entsetzliche Opfer hat bringen müssen. Der eigentliche Soldat der Türkei, der Krieger par excellence, ist der kleinasiatische Anatolier. Von dem Blutzoll, den dieser Stamm in den letzten Jahren bezahlt hat, können wir uns

schwer eine Vorstellung machen: ihr ungestümes, selbstmörderisches Draufgängertum hat die Anatolier fast zur Hälfte aufgerieben. Solche Aufopferung der Kriegerlaste lähmt und schwächt ein Volk. Ein türkischer Divisionskommandeur, in dessen Stab ich kurze Zeit stand, bekam von seinem deutschen Nachbardivisionär, einer alten, im königlichen Dienst ergrauten Exzellenz, bei dessen Veretzung einen Abschiedsbrief, in dem es u. a. hieß: „Ich habe, lieber Herr Oberstleutnant, die Tapferkeit Ihrer Leute wahrhaft bewundern gelernt. Wenn Ihre braven Soldaten noch lernen, sich zu decken, wo es nottut, sich ihr Leben so lange als möglich zu erhalten, um es dann rücksichtslos einsetzen zu können, wenn es der Augenblick erfordert — wenn sie erst einmal dies gelernt haben, dann werden sie den besten Soldaten der Welt ebenbürtig oder gar überlegen sein.“ Das waren kluge Worte, die ihre Wirkung nicht verfehlten. Viel Anerkennung und leise Mahnung, das ist der Weg, auf dem etwas erreicht werden kann, ohne Verletzung türkischen Stolzes und türkischer Empfindlichkeit.

Der Türke ist noch zu sehr Naturkämpfer, Krieger. Aber die junge Türkei arbeitet daran, aus ihren Kriegern Soldaten zu machen.

Bei den Offizieren verbindet sich diese Tapferkeit mit einer bewundernswerten Latenzfrische und Freude an der Initiative. Mit unserem Korpskommandeur in Galizien suchte ich im Januar dieses Jahres die neu zu bauende zweite Stellung aus, die in den Sommermonaten zu Ehren gekommen ist. Dabei war es wahrhaft vorbildlich, wie er seine Gesichtspunkte für die Anlagen der neuen Grabenlinien geltend machte und begründete, wie er stets das Wesentliche zu erkennen und in den Vordergrund zu rücken wußte, wie er selbst jeden Augenblick auf der feuchten Erde und im Schnee lag, um das Schußfeld, wie es sich vom Graben aus den Infanteristen darstellen würde, vor Augen zu haben. Ein Mann, mit dem sich glänzend arbeiten ließ. Sein Untergebener, mein Divisionskommandeur, ließ es sich nicht nehmen, alle paar Monate selbst im Schützengraben ein paar Tage und Nächte auf Posten zu ziehen, möglichst in kalten oder regnerischen Nächten und an den meist gefährdeten Stellen der Front. Man kann natürlich darüber streiten, ob derartiges zu den Aufgaben eines Divisionärs gehört, und es liegt mir fern, das Verfahren zur Nachahmung empfehlen zu wollen — jedenfalls macht es dem Eifer und der persönlichen Dienstauffassung eines Mannes, der sich in hoher Stellung freiwillig solcher Mühsal unterzieht, alle Ehre. Auch der praktische Wert solcher für unseren Geschmack vielleicht allzusehr als kriegerische Gesite wirkenden Unternehmungen darf nicht ganz gering veranschlagt werden. Wer möchte bezweifeln, daß ein hoher Offizier, der selbst „Wachen klopft“, den Grabendienst in seiner Schwere und Eintönigkeit ganz anders kennen lernt, als der gutgekleidete, allen Gefahren so ziemlich entrückte Herr im Divisionsstabsquartier? Und welchen Gewinn an Kenntnis der Mannschaft und ihrer Denkweise, welche Ausbeute an kleinen soldatischen Erfahrungen kann ein lernbegieriger (zumal ein lernbegieriger Türke!) bei solchen Expeditionen ins gemeine Soldatentum einheimen! Der Offizier, von dem ich spreche, pflegte in sehr fesselnder Weise von seinen bei solcher Gelegenheit gemachten neuen Erfahrungen zu erzählen. Ein kleines Beispiel, das ein helles Schlaglicht auf türkisches Selbstbewußtsein wirft, sei hier angeführt: Er war mit einem gemeinen Soldaten an bedrohter Stelle zwei Duzend Meter vor dem

russischen Graben auf Posten gezogen und hatte den Mann mit einiger Mühe überzeugt, daß er wirklich der *sirka*-Kommandant, der Divisionskommandeur, und nicht etwa ein Subalternoffizier sei. „Ich fragte den Soldaten: „Sag mir nun, wenn jetzt die Russen kommen und uns angreifen, wer von uns wird tapferer sein, ich, der Divisionär, oder du, der Soldat Ibrahim?“ Der Mann besann sich einen Augenblick und sagte ruhig: „Ich“. Ich wunderte mich über diese Antwort. „Wie so weißt du das, mein Sohn? Du siehst, auch ich habe ein Gewehr und Handgranaten und werde mich wehren so gut wie du, wenn sie kommen, und du weißt nicht, wie tapfer ich sein und wie gut ich schießen werde.“ Der Soldat überlegte wieder und sagte dann langsam, fast feierlich: „Niemand auf der Welt ist tapferer als ich!“ Sehen Sie, mein lieber deutscher Freund, diese Antwort hat mich stumm, aber (kann man so sagen?) fröhlich stumm gemacht.“

Das ist so recht der türkische Soldat: ohne alles Maß im Glauben an sich selbst, aber auch fast unüberwindlich in diesem Glauben und durch ihn. Der Mann, der so sprach, war ein einfacher anatolischer Bergbauer, aber auch Offiziere sind, was Selbstbewußtsein betrifft, nicht anders. Auch dafür ein kleines Beispiel: Der Generalstabsoffizier unserer Division, bei den Führern Generalstabschef genannt, ein kleiner achtundzwanzigjähriger Major, sehr intelligent und energisch, aber auch unglaublich eingebildet, wurde auf seinen Wunsch nach Mazedonien versetzt, um dort die Führung einer kleinen selbständigen Truppenabteilung zu übernehmen. Von dort schrieb er im ersten Brief: „Ich habe hier ein gemischtes Detachement aller Waffen, drei Bataillone, eine Schwadron, zwei Batterien, ein ganz kleines Detachement also nur, aber vorzüglich an Ausbildung und Tapferkeit, ein richtiges *Nasim*-Detachement.“ Er hieß nämlich *Nasim*, und diese Bezeichnung mit seinem eigenen Namen war in seinen Augen das höchste Lob, das er seiner Truppe erteilen konnte. Man mußte, um es glauben zu können, selbst gesehen haben, wie der kleine unscheinbare Mann allein mit den Augen seine Untergebenen in Schach und Botmäßigkeit hielt: die Offiziere zitterten geradezu vor ihm. Dabei hätte er, in Zivilkleidung nach Berlin oder München versetzt, einem kleinen Friseurlehrling oder Portokassenverwalter nicht unähnlich gesehen.

Von den Anatoliern, dem türkischen Kriegerstamm par excellence, war schon oben die Rede. Das ihrer Tüchtigkeit gespendete Lob schließt ein Nüchtern auch der anderen Stämme, die unter türkischen Fahnen fechten, nicht aus. Es sind nach Art, Rasse und Sprache sehr verschiedenartige Völkerschaften, wie schon die bloße Aufzählung der wichtigsten zeigt: Albanesen, Mazedonier, Kaukasier, Kurden, Tataren, Levantiner, Araber, wobei der letztgenannte Stamm wohl der zahlenmäßig stärkste ist. Die Türken fühlen sich ihnen gegenüber als das Herrenvolk: Albanesen und Mazedonier sind ihnen gerade dazu recht, ihre gelichteten Reihen zu füllen; von den Kaukasiern holen sich die Türken — vornehmlich Beamte und Offiziere — mit Vorliebe ihre Frauen und erzielen aus der Blutmischung einen besonders schönen hochgewachsenen Menschenschlag; Kurden, Tataren, Levantiner sind ihnen ein Gegenstand der Verachtung, die Araber fürchten sie ein wenig. Es scheint, daß die Größe des arabischen Stammes für die türkische Vorkherrschaft etwas Bedrohliches hat. Das Selbstbewußtsein der Araber ist dem der Türken fast noch überlegen. „Die Türken sind ein großes Volk, die Deutschen

